

**Wolf-Dieter Just**

**„Humanitarian Aid is no Crime!“<sup>1</sup>**

**Bericht von einer Reise zur Grenze zwischen den USA und Mexiko**

*Auf Einladung von Mitgliedern der US-amerikanischen „sanctuary-Bewegung“ reisten 6 Mitglieder der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft „Asyl in der Kirche“ und des Internationalen Versöhnungsbundes im November 2008 nach Tucson (Arizona), um die prekäre Situation an der mexikanisch-US-amerikanischen Grenze kennen zu lernen, sich über gemeinsame Erfahrungen in der Arbeit mit Flüchtlingen auszutauschen und um Möglichkeiten internationaler Zusammenarbeit auszuloten. Im April 2009 ist der Gegenbesuch einer amerikanischen Delegation geplant.*

„No More Deaths“ - „Nicht noch mehr Tote“ - heißt ein Zusammenschluss von Christen in Arizona (USA) mit dem Ziel, zur Beendigung von Not und Sterben an der US- mexikanischen Grenze beizutragen und fundamentale Menschenrechte durchzusetzen. Anlass für die Gründung im Jahr 2004 war das Erschrecken über die Tatsache, dass zwischen 1998 und 2004 über 2000 Migranten - Männer, Frauen und Kinder - bei dem Versuch gestorben waren, diese Grenze zu überqueren: getrieben durch bittere Armut, Arbeitslosigkeit und ökonomische Ungleichheit, ohne Kenntnis der rauen Bedingungen in der Sonora Wüste und der Gnadenlosigkeit der „border patrol“, des amerikanischen Grenzschutzes. Sie verdursteten während der tagelangen Märsche in der Gluthitze - im Sommer steigen die Temperaturen über 45 Grad -, verletzen sich an den Felsenklippen oder erkranken und werden von ihren Schleppern gnadenlos zurückgelassen; oft sind es Kinder, Ältere oder (schwängere) Frauen. Ihre Leichen werden in der Wüste gefunden. An manchen Orten sehen wir „Schreine“, mit denen an die Opfer erinnert wird: ein Holzkreuz, Steine, auf die die Namen der Verstorbenen gemalt sind, dazu ihre Schuhe, Kleidung und andere Habseligkeiten! Erschütternde Zeugnisse von menschlichen Tragödien - Zeugnisse aber auch eines globalen Unrechtssystems, das die Ressourcen dieser Erde so ungleich verteilt.

Dagegen engagiert sich „No More Deaths“ durch direkte humanitäre Hilfe für Migranten in der Wüste, durch Öffentlichkeits-, Bildungs- und politische Arbeit.

Neben „No more death“ wurden wir bei unserem Besuch von „borderlinks“ begleitet – eine Organisation für „border education“, die seit 1987 existiert und unterschiedliche, hochspannende Bildungsprogramme über die Situation an der US-amerikanisch-mexikanischen Grenze anbietet. Darin geht es um Begegnungen mit Migranten, um die Geschichte der Grenze, die Migration und ihre globalen Ursachen, die sich daraus ergebenden Fragen von Gerechtigkeit und Frieden, die mexikanische Geschichte, die Befreiungstheologie und vieles mehr. Die Dauer der Kurse reicht von einem Tag bis zu mehreren Wochen. Borderlinks ist eine *bi-nationale* Organisation und darum besonders interessant: Sie arbeitet auf *beiden* Seiten der Grenze, hat mexikanische und US-amerikanische Mitarbeiter, Zweigstellen in Tucson, Arizona und in Nogales, Mexiko. Durch ihre Bildungsprogramme lernt man beide Seiten der Grenze kennen, kommt mit Migranten und ihren Hilfsorganisationen auf US-amerikanischer wie auf mexikanischer Seite ins Gespräch.

Wir werden zunächst in ihrer Zweigstelle in Tucson untergebracht – einer sehr einfachen, jugendherbergsmässigen Unterkunft, in der allerdings hervorragendes, gesundes Essen angeboten wird. Uns begleitet ein US-amerikanisch-mexikanisches team: Anthony Damelio, ein 22-jähriger engagierter, hochintelligenter junger Amerikaner, der nach seinem Studium ein Jahr als Freiwilliger für borderlinks arbeitet und fließend Spanisch spricht. Neben ihm Cecilia Guzman, eine etwa 50-jährige freundliche und gut informierte Mexikanerin, die als Sozialarbeiterin in der mexikanischen Zweigstelle, der Casa Misericordia, in der Grenzstadt Nogales beschäftigt ist. Neben den beiden werden wir immer wieder von Referenten zu speziellen Themen informiert.

---

<sup>1</sup> „Hilfe für Menschen ist kein Verbrechen“

## 1. Die Grenze

Die Grenze ist über 3100 Km lang, verläuft vom Golf von Mexiko bei Brownsville (Texas) im Osten bis nach San Diego (Kalifornien) im Westen. Sie ist die größte Trennlinie zwischen einem Land des Südens und des Nordens, zwischen Arm und Reich. Die Grenze wird durch die border patrol, überwacht, ausgerüstet mit Hubschraubern und modernstem hightech-Gerät. Der bestehende Grenzzaum wird auf Beschluss des amerikanischen Senats vom Mai 2006 durchgehend gebaut. Trotzdem ist die Grenze eine der am häufigsten überquerten der Welt. 2006 gab es 250 Millionen legale Grenzübertritte. Die Zahl der illegalen Grenzüberquerungen wird auf über eine halbe Millionen geschätzt. Dabei kommen 250 bis 500 Menschen jedes Jahr ums Leben. Im letzten Jahr allein wurden 387 Leichen von Migranten in der Wüste gefunden, und das ist sicher nur ein Teil der Opfer dieses erbarmungslosen Grenzregimes. Etwa 30% derer, die illegal die Grenze überqueren, werden von der border patrol festgenommen und zurück geschoben. Einige der illegalen Grenzüberquerer werden angeklagt und mit bis zu 2 Jahren Gefängnis bestraft – das soll abschrecken.

Die Grenze ist seit langem ein Gebiet von Konflikt und Wandel. Ihr Verlauf ist das Ergebnis des amerikanisch-mexikanischen Krieges bzw. der „Yankee-Invasion“, wie die Mexikaner sagen (1846-1848). Bis dahin gehörten New-Mexiko, Nevada, Utah und Kalifornien, zu Mexiko. Auch Texas betrachtete die mexikanischen Regierungen als Teil Mexikos. Texas hatte sich aber 1836 nach einem Aufstand unabhängig gemacht. Der Krieg wurde ausgelöst, als Texas sich 1846 den USA anschloss. Er endete mit dem Friedensvertrag von Guadalupe Hidalgo (1848) und dem damit verbundenen erzwungenen Verkauf mexikanischen Territoriums, dem „Gadsden Purchase“, im Jahre 1853. Damit verlor Mexiko weit über ein Drittel seines Staatsgebietes. Der Grenzverlauf wurde seitdem nicht mehr verändert.

Die konsequente Abschottung der Grenze reicht bis in die 1960iger Jahre zurück. Damals wollte man die unkontrollierte Zuwanderung mexikanischer Landarbeiter einschränken. Bedeutende Auswanderungswellen mexikanischer und zentralamerikanischer Migranten Richtung USA begannen Anfang der 80iger Jahre als sich infolge der mexikanischen Schulden- und Wirtschaftskrise die Lebensverhältnisse in Mexiko dramatisch verschlechterten.

Aus Guatemala und El Salvador kamen zudem viele Flüchtlinge, die den dortigen, von den USA unterstützten Diktaturen entfliehen mussten. Als Reaktion gegen die brutale Abwehr dieser Flüchtlinge durch das US-amerikanische Grenzregime entstand damals die sanctuary-Bewegung, die diesen Flüchtlingen bei der Flucht über die Grenze half und ihnen in über 500 christlichen und jüdischen Gemeinden der USA Schutz gewährte. Zu den Begründern dieser Bewegung gehörte der presbyterianische Pfarrer John Fife. Wir lernen ihn in Tucson kennen – er ist einer der Gastgeber und Organisatoren unseres Besuches.

In den 90iger Jahren wurden die Grenzanlagen weiter aufgerüstet, Personen ohne Papiere weitgehend entrechtet, Einwanderungskontingente – z.B. zur Familienzusammenführung – stark begrenzt.

*„Allein zwischen 1993 und 1999 verdreifachte sich das Budget des INS (Immigration and Naturalization Service) auf 4,2 Milliarden US-Dollar. Dieses Geld floss vor allem in Operationen, die den illegalen Grenzübertritt so schwer wie möglich machen sollten. An gefahrlos zu überquerenden Stellen wurden so beispielsweise Stahlwände errichtet. Zusätzlich wurden mit den Operationen „Blockade“, „Safe-guard“ und „Gatekeeper“ die Zahl der GrenzbeamtInnen auf Rekordniveau angehoben und gezielt an Übertrittspunkten in der Nähe von Großstädten (Tijuana, El Paso, Nogales) eingesetzt, von wo aus die meisten MigrantInnen ihren Übertrittsversuch starten. Dies alles dient der Abschreckung, da nur noch lebensgefährliche Übertrittspunkte wie ausgedehnte Wüstenregionen und der ... Rio Grande übrig bleiben.“<sup>1</sup>*

Obwohl Grenzüberwachung und Abschreckungsmaßnahmen massiv sind, kommen viele Migranten durch. Experten meinen, dass dies wohl auch so gewollt ist, denn die „undokumentierten“ Migranten werden als billige Arbeitskräfte gebraucht. Ohne sie würden Wirtschaftszweige wie die Landwirtschaft oder Gastronomie in einigen Regionen der USA zusammenbrechen. Die Grenzanlagen und Kontrollen haben nur den Effekt, die Migrantenströme in die unwirtlichsten und einsamsten Wüstengegenden umzuleiten und die Zahl der Todesopfer zu erhöhen. Diejenigen, die es dann trotzdem schaffen, sind fit und

---

<sup>1</sup> Volkmar Liebig, Lateinamerika-Nachrichten, Ausgabe: 354 - Dezember 2003

geeignet für den amerikanischen Arbeitsmarkt – gefährliche, schwer überwindbare Grenzsicherungen als Selektionsmittel? Survival of the Fittest?

## **2. Besuch der Grenzregion auf mexikanischer Seite**

Unsere Gastgeber möchten, dass wir die Situation an der Grenze durch konkrete Anschauung kennen lernen und durch persönliche Begegnung mit Migranten und ihren Hilfsorganisationen. So fahren wir bereits am zweiten Tag nach Mexiko – zunächst in die Stadt Nogales, 100 km südlich von Tucson, eine Stadt, die durch die Grenze geteilt wird. Sie hat im US-amerikanischen Teil 20.000 Einwohner, wovon 95% mexikanischer Herkunft sind. Die Einwohnerzahl des mexikanischen Teils wird auf 350.000 Einwohner geschätzt. Pro Jahr werden an der Grenzstation 14 Mio Übertritte registriert.

### **Ursachen der Migration in die USA**

Entscheidende Bedeutung für die ökonomische Vernetzung der Grenzregion hat die **Maquila-Industrie**. Damit werden Montagegebiete im Norden Mexikos bezeichnet, die importierte Einzelteile oder Halbfertigwaren zu Fertigwaren für den Export zusammensetzen. Sie sind das Ziel von Migranten und ein stark wachsender Wirtschaftszweig in Niedriglohngeländen wie Nogales. - Begonnen hat die rasante Entwicklung der Maquila-Industrie mit der Einrichtung einer „Free-Trade-Zone“ im Norden Mexikos 1965. Dies machte die Region für Multinationale Konzerne in den USA interessant wie DaimlerChrysler, Ford, GM, Siemens-Albis, Philips und Toshiba. Sie können in dieser Region fast steuerfrei produzieren, zollfrei Maschinen und Rohstoffe importieren und Fertigprodukte exportieren. Sie profitieren von den Niedriglöhnen auf mexikanischer Seite, die ein Zehntel der entsprechenden Löhne in den USA ausmachen. Wir hören, dass in Nogales der Durchschnittsverdienst bei 5 Dollar für einen 8-Stunden-Arbeitstag liegt. Schließlich ist die geographische Nähe zum US-Markt für die Firmen attraktiv. Das Abkommen über die Nafta-Freihandelszone zwischen Mexiko, USA und Kanada von 1994 hat das Wachstum der Maquila-Industrie noch einmal beschleunigt.

Mexiko hat sich auf die entsprechenden Abkommen eingelassen, weil es sich mehr Arbeitsplätze, mehr ausländisches Kapital und eine breitere industrielle Basis versprach – Hoffnungen, die sich nur teilweise erfüllt haben. Es sind zwar viele neue Arbeitsplätze entstanden. Damit hat sich aber auch die Zahl der Einwohner in Grenzstädten wie Nogales innerhalb von 30-40 Jahren verzehnfacht (!) – mit schwerwiegenden sozialen und ökologischen Folgen: Der Zustrom Arbeitssuchender konnte bei weitem nicht aufgefangen werden. Arbeitslosigkeit und Armut, slum-Bildung, eine Kultur der Gewalt, Kriminalität und Drogenprobleme haben bedrohliche Ausmaße angenommen. In den Maquila-Fabriken gibt es kaum Arbeiterrechte und keine Gewerkschaften. Die Beschäftigten – überwiegend Frauen – arbeiten bei geringer Bezahlung unter unmenschlichen und gesundheitsschädigenden Bedingungen, mit Arbeitszeiten von bis zu 60 Stunden pro Woche. Wer dagegen aufbegehrt, wird entlassen – es warten genügend andere, um den Platz einzunehmen. So verwundert es nicht, dass Millionen von Mexikanern versuchen, legal oder illegal in die USA zu gelangen.

### **Migranten und Hilfsorganisationen**

In Nogales besuchen wir zuerst das Nationale Migrationsinstitut, „Grupo Beta“, eine staatliche Einrichtung, die sich um die Not der Migranten in Nogales und an 16 anderen Grenzorten kümmert. Migranten, die es nicht geschafft haben und von der amerikanischen border patrol zurückgeschoben worden sind, werden mit Wasser und Essen versorgt. Man sucht für sie eine vorübergehende Unterkunft, zahlt bis zu 50% der Busfahrkarte nach Hause, hilft ihnen, Verwandte zu finden etc. – Migranten, die die Grenzüberquerung noch vor sich haben, werden über die Gefahren und Risiken aufgeklärt. Die meisten haben davon keine Ahnung, denken, dies sei eine Sache von 15 Minuten. In Wahrheit sind es 4-5 Tage – für die

man z.B. mit Wasser, Nahrung und geeigneter Kleidung gerüstet sein muss. Oft werden Migranten von Schleppern falsch informiert, manche sogar gekidnappt, um von den Familien Lösegelder freizupressen.

Wir sehen eine junge, ängstlich und verzweifelt drein schauende mexikanische Frau, schwanger im 8. Monat - bereit, unsere Fragen zu beantworten. Sie hat gerade versucht, die Grenze zu überqueren, um zu ihrem Mann in Kansas und zwei Kindern zu kommen und um das Baby in den USA zur Welt zu bringen, das dann amerikanische Staatsbürgerschaft hat. Auf dem Weg über die Grenze ist sie gestürzt, hat sich verletzt und konnte nicht mehr weiter. So musste sie auf die border patrol warten, die sie dann aufgegriffen und zurückgeschoben hat. Sie will jetzt an der Grenze nach Kalifornien einen weiteren Versuch starten. Weil sie einmal geschnappt worden ist, ist es für sie noch gefährlicher, einen neuen Grenzübertritt zu wagen - obwohl ihr Mann und die Kinder amerikanische Staatsbürger sind. Dies verweist auf das Problem der Trennung von Familien, das uns im weiteren Verlauf unseres Besuches als eines der schwierigsten Probleme immer wieder begegnet. Hier kommt es zu ständigen Menschenrechtsverletzungen der USA. Die Frau erwägt auch die Möglichkeit, es mit einem Touristenvisum zu versuchen und dann in den USA unterzutauchen. - Die Mitarbeiter von „Beta“ erzählen, unter den Migranten, die ihre Hilfe in Anspruch nehmen, seien oft schwangere Frauen oder Frauen mit kleinen Babys. Auch habe schon eine 82-jährige versucht, die Grenze zu überqueren.

Unsere nächste Station ist weiter südlich in Mexiko der kleine Ort **Benjamin Hill**. Dort wohnt der katholische Priester **Padre Quinones**. Er ist über 80 Jahre alt und seit Jahrzehnten in der Arbeit mit Migranten und Flüchtlingen engagiert. Er erzählt uns, wie er in den 80iger Jahren zusammen mit den Gründern der sanctuary-Bewegung, John Fife und Jim Corbett, politischen Flüchtlingen aus Guatemala und El Salvador zur Flucht in die USA verholfen hat. Dafür hat er mit seinen amerikanischen Mitstreitern in Tucson einen Prozess bekommen. Obwohl in Mexiko wohnend, hat er sich dem Prozess in Tucson gestellt. Sie sind schuldig gesprochen worden und zu Freiheitsstrafen verurteilt worden. Die Strafen wurden auf Bewährung ausgesetzt. Sein Bischof wollte bei dem Prozess für ihn aussagen – das ist jedoch abgelehnt worden: Dies sei kein Prozess mit religiösem Inhalt. Der Prozess hatte damals großes Aufsehen erregt, in den USA und weit darüber hinaus. 17 Anwälte waren involviert, die kostenlos, allein für die Ehre gearbeitet haben. Die US-Polizei hatte fragwürdige Mittel für die Beweisaufnahme eingesetzt. Ein Agent wurde verdeckt zu ihm nach Mexiko eingeschleust – mit Mikro im Schuh. Der fragte ihn, ob er ihn über die Grenze bringen könne und wie er das anstellen wolle. Seine Gemeinde, die oft selbst Salvadorianer versteckt hielt, hatte starken Anteil an dem Prozess genommen und zu ihm gehalten. Schockiert war er über die Verständnislosigkeit der meisten Amerikaner, die oft selbst vor nicht langer Zeit zur Auswanderung gezwungen waren.

Die letzte Station an diesem Tag ist **Altar**, eine weitere Stadt nahe der Grenze zu den USA mit ca. 8.000 Einwohnern. Sie liegt mitten in der Sonora-Wüste und ist einer der klimatisch heißesten Orte des Nordens mit Temperaturen bis 56.7°C. Sie ist berüchtigt als Zentrum der „Coyotes“, ortskundiger Schlepper, die illegal Migranten in die USA schleusen.

Tatsächlich ist Altar Ausgangspunkt für viele Migranten, die die Grenze überqueren wollen. Der kleine Ort hat sich darauf eingestellt: viele billige Unterkünfte, zahlreiche Läden, die Proviant, Wasser, geeignete Kleidung und Schuhe für die Grenzüberquerung und den Marsch durch die Wüste anbieten. Wir sehen uns eines der „Hotels“ an: auf engstem Raum mehrere Dreier-Stock-Betten ohne Matratzen, schmutzige sanitäre Anlagen, alles sehr primitiv. Migranten bezahlen für diese Unterkunft 3-4 Dollar pro Nacht.

Wir übernachten im **CCAMYN** (Centro Comunitario de Atencion al Migrante y Necesitado) – eine katholische Station, in der Migranten kostenlos vor ihrem Grenzübertritt unterkommen, gepflegt und ggfl. medizinisch versorgt werden. Eine Tafel verkündet, dass bei ihnen schon über 18.000 Migranten Aufnahme fanden und Hilfe erhalten haben. Beim Abendessen mit ca. 20 Migranten stelle ich fest, dass ein junger Mexikaner unter ihnen Englisch spricht und gerne Auskunft gibt. Er will in den nächsten Tagen zum 7. Mal über die Grenze. Einmal wurde er

von der border patrol gefasst als er einen Fluss überquerte. Dafür musste er 16 Monate in Tucson in den Knast. Manchmal habe er Coyotes in Anspruch genommen, es aber auch schon zu zweit ohne Schlepper geschafft. Er rechnet dieses mal mit einem Marsch von 3 Tagen und Nächten. Angst hat er vor den high-tech-Spähanlagen der border patrol, die sehr effektiv seien. Ein Coyote ist ihm zu teuer, der verlange bis zu 2.300 Dollar pro Person. Mit 2 Gallonen Wasser und genügend Nahrung will er sich auf den Weg machen. Er habe in den USA 5 Schwestern und 6 Brüder. Aber auch in Mexiko lebten Familienmitglieder, die er hin und wieder sehen müsse und darum den gefährlichen Grenzübertritt auf sich nimmt. Er will über 100 km bis Tucson laufen und dort eine Taxe nach Kalifornien nehmen. Dafür muß er 400 Dollar bezahlen. Ein Bus koste zwar nur 60 Dollar, sei aber zu gefährlich, weil er in Polizeikontrollen geraten könnte. Wir können ihm nur viel Glück wünschen.

Nach dem Abendessen erläutert ein junger Referent, Enrique aus Altar, warum so viele Menschen in den USA ihr Glück versuchen. Es sind vor allem Arbeitslosigkeit und Armut in Mexiko. Die meisten Migranten kommen aus der Provinz Chiapas, einer besonders armen Region. Oft sind es Analphabeten, die kein Spanisch, sondern nur ihre eigenen Sprache sprechen. Altar ist Ausgangspunkt für den Weg zu dem „American Dream“, von dem sich viele falsche Vorstellungen machen. Auch in Altar gibt es viele soziale Probleme, Gewalt und Verrohung der Sitten. Er klagt über Drogen-Schmuggler und gewalttätige Coyotes, die die Hilflosigkeit der Migranten ausnutzen oder sie gar ausrauben. Kinder bekommen falsche Vorbilder, kleine Jungs wollen gerne Coyotes werden, Abenteuer erleben und viel Geld verdienen. Er selbst möchte mit seiner Familie nicht länger in diesem Ort bleiben, der eigentlich seine Heimat ist.

Am nächsten morgen geht es zurück nach Nogales. Dort besuchen wir ein Zentrum für unbegleitete Kinder von Migranten, die aus den USA abgeschoben wurden – das „Centro de Menores Repatriados“. Es ist eine staatliche Einrichtung mit 15 Angestellten, die seit 2005 existiert. Im Frühjahr 2008 sind sie in dieses neue Haus eingezogen, das privat, vornehmlich von US-Firmen, finanziert wurde. Die Kinder, die zu ihnen kommen, wurden entweder an der Grenzstation festgenommen, weil sie falsche Papiere hatten, oder in der Wüste aufgegriffen. Sie sind im Alter von 9 Monaten bis zu 17 Jahren, 70% Jungen, 30% Mädchen. Pro Tag kommen 25-30 Kinder hier an. Im März/April hatten sie bis zu 1.000 Kinder pro Monat. Personen, die mit Kindern fremder Eltern über die Grenze gehen, müssen mit 12-15 Monaten Gefängnis rechnen.

In dem Zentrum werden die Kinder gepflegt und medizinisch versorgt. Sie sind oft ausgetrocknet von dem langen Marsch in der Hitze oder haben Magenprobleme, weil sie verseuchtes Wasser getrunken haben. Sie sollen sich dort nur 3-4 Tage aufhalten – aus Kapazitätsgründen und weil es keine Kinderbetreuung gibt. Wir sehen die Kinder vor dem Fernseher sitzen. Spielplätze und Spielzeuge gibt es so gut wie gar nicht. Das Zentrum bemüht sich, Eltern, oder Verwandte auszumachen, die die Kinder abholen. Die größeren setzen sie in einen Bus oder ins Flugzeug. Der jeweilige Bundesstaat soll die Fahrkarte bezahlen – was von manchen verweigert wird und zu langen Verhandlungen führt. – Manche Eltern (ca. 20 %) versuchen es noch einmal, lassen Kinder von Coyotes abholen, um sie über die Grenze zu bringen. Kostenpunkt: ca. 1000 Dollar. Diese vernichten alle Pässe und Ausweise, um die Identität der Kinder zu verschleiern. Das machte es dem Zentrum natürlich zusätzlich schwer, Verwandte zu finden.

Sie sind auf die Kooperation der US-border patrol angewiesen und darum um gute Beziehungen bemüht. Sie können also die Probleme dieser unglücklichen Kinder, Opfer einer unbarmherzigen Einwanderungspolitik der USA, die sich um den Schutz der Familie

offensichtlich nicht schert, nicht politisch anklagen. Warum existiert dieses Zentrum nicht auf amerikanischer Seite?

### 3. Auf den Spuren der Migranten in der Wüste

Die nächsten beiden Tage fahren wir in die Wüste, um die Situation auf der amerikanischen Seite der Grenze kennen zu lernen und zu erleben, wie sich christliche Gruppen engagieren, um Migranten zu helfen und der menschenverachtenden Situation an der Grenze zu begegnen. Wir fahren früh in robusten Geländewagen mit Freiwilligen von „No More Deaths“ und der „Samariter“ in die Sonora-Wüste, zunächst an den Grenzzaun – ca. vier Meter hohe, dicht nebeneinanderstehende Stahlrohre, die sich endlos in die Hügellandschaft hinein erstrecken. Der Zaun hat gewiß hohe Symbolkraft, ist aber nicht allzu schwer zu überwinden. Tatsächlich versucht es gerade ein junger Mann – springt aber zurück, als er uns sieht.

Auf der Weiterfahrt halten wir bei Byrd Baylor, einer berühmten, 82jährigen Kinderbuchautorin, die allein - nur mit 5 Pferden und einem alten Hund - mitten in der Wüste lebt. Sie wohnt in einem einfachen, aber sehr schönen, originell gebauten Bungalow. Byrd ist eine bemerkenswerte Frau, die sich für die Geschicke der Migranten stark engagiert, mit „No More Deaths“ eng zusammenarbeitet und ihnen z.B. erlaubt hat, auf ihrem Grundstück eine Wasserstation für Migranten einzurichten. Sie lässt ihr Haus immer offen – auch in Abwesenheit. So wird es nicht selten von Migranten benutzt, die gerne auf der offenen Veranda schlafen – sie hat dort 2 Betten aufgestellt - und sich mit Wasser versorgen. Dafür zeigen sie sich oft dankbar: Stolz zeigt uns Byrd einige Dankeskarten und Münzen, die Migranten hinterlassen haben.

Unsere Begleiter von „No More Deaths“, Sarah und Jim, erzählen, dass die meisten Migranten in den Sommermonaten kommen, wenn es glühend heiß wird. Sie wählen diese Jahreszeit, weil sie dann am ehesten Arbeit finden – z.B. in der Ernte oder in Hotels und Gaststätten. Sarah ist Krankenschwester und hatte schon viele Migranten in der Wüste medizinisch zu versorgen – mit gebrochenen Beinen, Blasen an den Füßen, Dehydrierung u.a. In schlimmen Fällen mußten sie Krankenwagen rufen, die dann leider sofort der border patrol auffallen und dazu führen, dass die Kranken nach einer Erstversorgung abgeschoben werden. Wenn „No more Deaths“ die Kranken selber transportiert, riskieren sie einen Prozeß wegen „Schleusung Illegaler“ mit hohen Gefängnisstrafen.

Am nächsten Tag fahren wir in die Wüste, um an geeigneten Stellen, Wasser zu deponieren. Unser Begleiter heute ist Ed, ein pensionierter Professor für Geologie, der die Wüste sehr gut kennt. Er hat sie kartografisch erfasst und die „migrant trails“ darin eingezeichnet. Ein JPS (Navi) hilft ihm, die Pfade zu finden. Mit wissenschaftlicher Akribie hat er ein System entwickelt, mit dem sie herauszufinden, in welcher Region der Wüste gerade Migranten unterwegs sind und möglicherweise Hilfe brauchen.

Ed und die Freiwilligen von „No More Deaths“ sind regelmäßig dort, verfolgen genau, welche Pfade am stärksten von Migranten benutzt werden. Dort laufen auch wir hin und stellen an genau festgelegten Orten Wassergallonen ab, führen Buch darüber, wie viele Gallonen vom letzten Mal verbraucht worden sind, beschriften die neuen Gallonen mit Datum und Standort. Unsere Begleiter sprechen Spanisch, rufen in die Wüste, fragen, ob da „migrantes“ sind, die Hilfe brauchen, sagen, dass sie keine Angst haben müssen, weil sie eine christliche Organisation sind... – Wir fahren und laufen zu 7 verschiedenen Stellen, um Wasser abzustellen. Am Schluss kommen wir an der ersten Stelle wieder vorbei: 7 von 10 Gallonen sind bereits verschwunden!

Mitarbeiter von „No More Deaths“ sind schon oft in Konflikt mit der border patrol geraten, haben sogar diverse Gerichtsverhandlungen hinter sich. Aber sie lassen sich dadurch nicht abhalten, Menschen zu retten, Menschenrechte zu schützen. Ihre Antwort auf die Anklagen: „*Humanitarian Aid is no Crime!*“ Sie haben schon vielen kranken, vom Tod in der Wüste bedrohten Migrant\*innen geholfen - sind ihrem Ziel „No More Deaths“ ein Stück näher gekommen!

Am letzten Tag in Tucson fahren wir noch einmal mit Freiwilligen von „No More Deaths“ zur Grenze und besuchen auf mexikanischer Seite ihr „Dokumentationszentrum für Menschenrechtsverletzungen beim Grenzübertritt“. Sie befragen zurückgeschobene Migrant\*innen mit einem Fragebogen, wie sie von der border patrol behandelt worden sind: Tatsächlich werden diese in der Regel sehr rüde behandelt, oft geschlagen; trotz Dehydrierung werden ihnen Wasser und Nahrung verweigert, das letzte Geld abgenommen, Familien getrennt... All dies wird von „No More Deaths“ festgehalten und öffentlich gemacht.

#### 4. Was können wir lernen?

Mir fällt auf, dass unsere Begleiter auffallend wenig Zeit und Energie darauf verwenden, die Rechtslage der Migrant\*innen zu klären und evtl. zu verändern – darin unterscheiden sie sich von der Flüchtlingssolidarität hier. Ich hätte gerne etwas mehr über das „US immigration law“ erfahren, z.B. im Blick auf das immer wieder beklagte Problem mangelnden Schutzes der Familie, des Nachzugsrechts von Ehegatten und Kindern, der Trennung von Familien bei Abschiebungen usw. Sie haben uns aber mit keinen Rechtsgelehrten zusammengebracht – und das ist wohl kein Zufall. Dass sie dies weniger zu interessieren scheint, könnte daran liegen, dass in diesem Bereich sowieso nichts passiert, was nicht politisch gewollt ist. Also nehmen sie gleich die politische Auseinandersetzung auf – ohne den Umweg über das Recht. Vor allem aber schauen sie, wie sie praktisch konkret helfen können.

Aber auch ihre Gegner scheinen der Rechtslage wenig Bedeutung beizumessen. Wie erklärt es sich sonst, dass – nach Aussagen unserer Freunde - schätzungsweise ein Viertel der Bevölkerung Tucsons mit seinen ca. 900.000 Einwohnern ohne Papiere ist - und jeder das weiß? Wie erklärt sich die hohe Zahl von „undocumented migrants“ auch an anderen Orten wie New York und der ausdrücklichen Anordnung des Oberbürgermeisters dort, keine Razzien gegen sie durchzuführen? Es gibt wohl zu viele, die von dem illegalen status quo profitieren. Die Menschen ohne Papiere schicken selbstverständlich ihre Kinder in die Schule – dort werden sie lediglich nach ihrem Namen gefragt. Die Kinder werden auch – anders als ihre Eltern - gesundheitlich versorgt. Wenn ein Kind geboren wird, erhält es eine Geburtsurkunde und ist amerikanischer Staatsbürger. Im Vergleich dazu sind wir in unserem Umgang mit sog. „Illegalen“ eben doch ein „law-and-order-Staat“!

Deutlich wird, dass die Motivation unserer Begleiter für diese Arbeit aus ihrem christlichen Glauben kommt. Immer wieder hören wir den Verweis auf Mt 25:

*„Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben.  
Ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben.  
Ich war ein Fremder, und ihr habt mich aufgenommen.  
Ich war krank, und ihr habt mich besucht.  
Ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen.  
Was ihr getan habt diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“*

Bedeutungsvolle Worte für Migrant\*innen und Helfer in der Sonora-Wüste an der Grenze zwischen Mexiko und den USA!

Wir haben Gottesdienste miterlebt, die so lebendig, bunt und einprägsam waren, wie ich es lange nicht mehr erlebt habe – z.B. in der Southside Presbyterian Church in Tucson. Wir haben mit Schwarzen und Weißen, mit Hispanics und Indianern gefeiert, die zu etwa gleichen Anteilen zur Gemeinde gehören. Wir haben schwarze Vorsänger erlebt, die auf dem Broadway auftreten könnten; Klavierspieler, die Rhythmus und Leidenschaft verkörperten und uns von den Bänken rissen; Predigten, die unmittelbar an das Alltagsleben der Gottesdienstbesucher anknüpften und Mut machten; Fürbitten, bei denen sich jeder einbringen konnte. Man spürt, wie viel Kraft unsere Begleiter aus diesen Gottesdiensten schöpfen. – Im theologischen Gespräch erwähnen sie immer wieder Bonhoeffer und die Bekennende Kirche – große Vorbilder für sie. Es gibt also auch *diese* Christen in den USA - nicht nur jene Fundamentalisten, die George W. Bush zur Präsidentschaft verholfen hatten.

Schlussfolgerungen für unsere eigene Arbeit? Unter den Aktionsformen unserer amerikanischen und mexikanischen PartnerInnen gibt es wohl kaum etwas, was wir unmittelbar kopieren könnten. Wir haben hier keine Wüste, in der wir Wassergalonen absetzen könnten. Wir haben hier eher eine *Paragraphenwüste*, die Migranten aus armen Ländern fernhält. In diese Wüste etwas Wasser zu bringen, ist unser ständiger, leider nicht sehr erfolgreicher Kampf. - Und die Außengrenzen der EU – sie sind fern. Unmittelbare Hilfe für Migranten müssen wir PartnerInnen in Polen und Tschechien, in Griechenland, Italien, Malta und Spanien überlassen.

Dennoch können wir viel von unseren amerikanischen und mexikanischen PartnerInnen lernen – von ihrem fröhlichen Optimismus und ihrer Entschlossenheit, Unrecht nicht einfach hinzunehmen; von ihrem Tatchristentum und ihrer praktischen Intelligenz. Ich freue mich darum auf eine weitere Zusammenarbeit und hoffe, dass diese Art globaler Solidaritätsarbeit bald konkrete Formen erhält.